

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

47] Roman von E. Viebig.

Das war die erste Nacht, und andere Nächte folgten, in denen sie sanft schliefen, ermüdet von der Luft, die ihnen durch alle Poren drang bis in die Seele. Die Erregung ließ nach, eine sanfte Abspannung folgte.

Das Kind gedieh prächtig, seine Wäddchen waren rot und seine kleinen Beine braun gebrannt; pfeilgeschwind rannte es jauchzend durch den Wald, Mitle konnte, lachend und scheltend zugleich, nicht rasch genug nachkommen. Und der alte Jung ließ den strammen Bengel auf der Kuh reiten, und bei der Lindnern im großen Obstgarten las er Birnen auf, sein ganzes Schürzchen voll. Die Witwe war rein närrisch mit ihm; jeden Morgen stand sie schon, die Hand über die Augen gelegt, und sah die Dorfstraße hinunter nach ihm aus. Zuweilen blieb er den ganzen Tag bei ihr, das war dann ein Fest für beide. Gegen Abend ging Elisabeth und holte ihn, dann fand sie die Jugendgespielin auf der grüngestrichenen Bank vor der Thür, den Knaben auf dem Schoß; und wenn sie dann wieder ging, ihr Kind an der Hand, stand die Einsame noch lange und blickte ihnen nach.

Das war ein Bild, das Elisabeth nicht vergaß; es prägte sich ihr unauslöschlich ein. Immer sah sie die schwarze Gestalt vor der Thür des verödeten Hauses — nichts Teures mehr drinnen — kein Liebeswort, kein Kindergeschrei. Und die Witwe starrt sehnsüchtigen Auges in die untergehende Sonne, die rund und rot hinter dem Wiesengrund verfunft; ihr Trauerkleid flattert im Abendwind, scharf umrissen hebt sich die schwarze Gestalt ab von der weißen Mauer des Gehöftes. Arme Frau!

Und so waren viele, die Elisabeth beschäftigten. Langsam, ganz allmählich kam ihr der Wunsch, in die Hütten des Dorfes hineinzublicken. Da waren Kinder ohne Mutter — da war der Mann ein wüster Gesell, der seine Frau prügelte und sein kleines Vierjähriges schon nach Schnaps schickte — da ein uraltes Bärchen, das, einander stützend, unter den Birnbäum am Schweinefoben wackelte — da Pöpsel's Lisa, die Leichtsinrige, die auf jedem Tanzboden sprang — da die Knochige Gestalt des jungen Geistlichen und da seine hübsche Frau, die er aus lauter Frömmigkeit fürchtete, zu sehr zu lieben. Da war der schöne Müllerssohn auf seinem Wägelchen, der die Mädchen nasführte — da der ausgemergelte Voebel, der die Pumpen und Hasenfellen eintauschte gegen Nadeln und Zwirn — da der Stadtmehger, der das Vieh aufkaufte; weinend brachten die Kinder der Armen ihr einziges Schwein, stolz trieb der Bauer den Mastochsen zu — alles miteinander auf die Karre. Da war der geizige Ende-Lange, der sein Geld im Keller vergraben hatte, und die arme Magd, die ihn nur um Kleidung und Essen diente, froh, daß man ihren blöden Zungen mit auf dem Hoje duldete.

Ebel zeigte seiner Frau den Knaben, wie er des Ende-Lange Schweine hütete. Ohne Schuh und Strümpfe, ohne Hemd, nur mit einer zerrissenen Hose bekleidet, lag er am Grabenrand, darin das Mistelvieh wühlte, und rührte mit den Beinen den Schlamm um. Ebel hatte ihm einmal ein Butterbrot geschenkt, nun lief das verhungerte Kind hinter ihm drein wie ein Hund; seine Augen bittelten beständig, seine kleine, magere Hand war immer ausgestreckt.

Da waren auch freundlichere Bilder, glückliche Kinder, sonnige Stuben, fleißige Burjchen, sittsame Mädchen. Eine Fülle von Gestalten drängte sich durch die Dorfstraße, Mitleid heißend, Freude erregend, Lachen fordernd, Thränen entlockend — sie verlangten gebieterisch ihr Recht, man vergaß sich selbst unter ihnen.

Und im Garten des Gutshauses, da kamen die Erinnerungen dazu, lagten hinter jedem Busch vor, ließen hallend durch die öden Gänge des Gebäudes und klopfen an die verschlossenen Stuben.

Elisabeth machte nicht oft von der Erlaubnis Gebrauch, hier hineinzugehen, selten holte sie sich beim Verwalter den Schlüssel; es wurde ihr so seltsam bange an der verlassenen Heimatstätte — da war sie nun doch nicht mehr zu Hause.

Das erste Mal hatte sie lange allein unter'm Nußbaum gefessen — sie hatte das so gewollt; aber dann jagte sie auf einmal fort, nahm sich kaum Zeit, die Pforte zu schließen, jagte an der Mauer entlang, den Hügel hinauf — da kam ihr Mann ihr entgegen, von weitem schon winkte er ihr. Sie ließ ihn atemlos in die Arme.

X.

Nun waren sie drei Wochen hier, Wochen, die lang waren und doch kurz. Lang, weil die Tage äußerlich still verstrichen, einer dem andern gleich, ohne Hasten, ohne Aufregung — kurz, weil die Natur immer Neues bot, mit jeder aufziehenden Wolke, mit jedem Windhauch, mit dem Auf- und Niedergang der Gestirne, mit jeder sich erschließenden Knospe.

Als sei ihr alles neu geschenkt, so sah Elisabeth sich um. Wo war sie denn so lang gewesen? Im Dunklen. „Ja, im Dunklen,“ sagte sie sich; erst jetzt sah sie wieder.

Langsam, schwer nur hatten sich die müden Lider geöffnet, aber nun war der Blick wieder klar. Wenn sie am Morgen durch den Wald schritt — noch war jedes Gräschen verfilbert, die blauen Glockenblumen zwischen den Farnen senkten sich taubeschwert, über das Moos huschten verschämte Sonnenstrahlen, leise stimmten die Vögel an, um lauter, immer lauter sich auszujauchzen — dann war es ihr, als müsse sie aufschreien, aber nicht im Schmerz, nein, in einer erlösenden, befreienden Empfindung.

Ohne daß sie es wußte, begann sie zu summen, zu singen; zaghaft mischte sich ihre Stimme in das Jubilieren der Vögel, ihre schweren Schritte wurden leichter, elastisch gab das Moos nach. So war sie als Kind gelaufen, als Mädchen, — liebe Erinnerungen auf Schritt und Tritt. Sie warf sich zu Boden wie damals, die breiten Fächer des Farrenkrauts nickten als Schirm über ihr Gesicht; wohligh streckte sie die Glieder, so lang, so faul. Da ging alles zur Ruh.

Elisabeth hatte Berlin nicht vergessen, aber das Schaudern, mit dem sie anfangs zurückgedacht, wurde schwächer; die Bitterkeit verlor sich. Sie konnte jetzt über das Vergangene sprechen, ohne eine erzwungene Ruhe zu erheucheln; sie suchte sogar das Gespräch, mit jedem Mal sprach sie sich freier. Der Stachel war herausgezogen, die Wunde hatte sich geschlossen; sie fühlte sich wie ein Genesender, der weiß, daß er sehr krank gewesen ist. Und wie der dankbar des Arztes gedenkt, so mußte sie immer an ihren Mann denken.

„Ich glaube an Dich!“ — Als alle sie verließen, hatte er ihr das gesagt. Und wieder sah sie den festen Blick seiner hellen Augen in jener dunklen Nacht — sein Vertrauen, war das nicht ihr einziger Halt gewesen?

Jahr um Jahr ging sie zurück, vier lange Jahre — viel Ringen, viel Enttäuschung, viel Weinen. Er hatte mit ihr gehofft, und als sie selbst nicht mehr hoffte, hatte er geglaubt — und sie immer geliebt.

Sie sah sich am Schreibtisch, im Theater, am Bette des Kindes — in ihren tiefsten Nöten. Und aus dem dunklen Wirrwal der Vergangenheit hob sich sein Bild klar ab, immer schärfer wurden die Umrisse, je länger sie hinsah; sein Bild wuchs und wuchs, es wurde zusehends groß vor ihren Augen.

Oft sah sie nach ihm hin mit einer gewissen Schüchternheit; ob er es merkte, daß sie manchmal in seinen Anblick verfant? Früher hatte sie ihn auch oft so traumverloren angeblickt, aber da war es nur Zerstreuung gewesen, ihre Gedanken waren weit weg. Jetzt waren sie bei ihm.

Ob er es merkte, daß sie ihn suchte? Sie war nicht mehr gern allein; früher hatte sie auch oft seine Gegenwart gewünscht und sein Nachhausekommen herbeigesehnt, aber nur, um sich vor der angstvollen Unruhe, die sie umtrieb, zu einem Menschen zu retten. Jetzt war es ein anderes Gefühl.

Sie wurde sich selbst fremd; wie ein neues Ich wachte es in ihr auf, sie mußte sich erst daran gewöhnen. Verwundert hielt sie Umschau. Eine warme Empfindung durchflutete sie — Empfindung über Empfindung — ach, wer all den Empfindungen Ausdruck verleihen könnte! Sie waren zu zart, um in Worte gekleidet zu werden, zu tief innerlich, zu hoch, zu heilig — ja, heilig! — —

Ebel sah mit Entzücken die frische Röte auf Elisabeths Gesicht wiederkehren; so hatte sie lange nicht ausgehoben, ihre gespannten Züge wurden wieder rund. „Du bekommst ordentlich dicke Wäddchen, wie als Mädchen!“ sagte er scherzend und streichelte ihr die Wangen.

Sie hielt seine Hand fest. Sie saßen miteinander im Wald, die Kiefernwipfel über ihnen säufelten schon im abendlichen Wind; eben war der kleine Wilhelm noch hier gewesen und hatte Erdbeeren gesucht, jetzt hatte er sich mit Mitle hinter den Wachholderbüschen verloren. Sie waren allein. Ein wunderbarer Friede schwebte um sie, über ihnen, so weit das Auge reichte und das Ohr. Nicht einmal ein Holzwagen knarrte, kein Specht klopfte an die Baumrinden, nur ganz in der Ferne tönte wie verlorenes Lachen das Gurren der Waldtaube. Dort in der Dichtung, wo das Gras hochschießt, um den kleinen, schilfverwachsenen, wasserrosenbedeckten Lümpel, hoben sich schon langsam weiße Schleier — aber höher, zwischen den fernsten Kiefern stand noch die Sonne, rund und rötlich, und warf den Heiligenschein um die Natur.

„Oh, wie schön!“ rief Ebel rasch. „Sieh hin, wie wunderschön! Und wenn ich denke, daß wir armen Städter das so selten sehen oder nur hinter Mauern und Dunst — wer das beschreiben könnte! Der ist glücklich, der das kann! Präg Dir's ein, Elisabeth, sieh, sieh!“

„Ich habe es gesehen,“ sagte sie träumerisch und ließ den Blick nicht von seinem Gesicht. „Du hast recht: wer's beschreiben kann! Ja, so aussprechen — das ist eine Erlösung!“ Sie sah sich um mit einem tiefen Atemzug. „Hier bin ich durch den Wald gelaufen, so frisch war der Wind, so stark der Duft, ich jung und gesund — die Lust war zu groß! Wohin mit allem? Ich mußte schreiben. Und jetzt — sie senkte den Kopf, aber dann hob sie ihn wieder, ihr Auge suchte das ihres Mannes — „ich wünschte, ich könnte all das, was ich empfunden habe, was ich empfinde, ausströmen lassen.“

„Schreib Dich frei, schreib Dich frei!“ bat er hastig, als sie träumerisch verstummte, und drückte fest ihre Hand. „Wirfs von Dir, mach Dich frei!“

„Ich glaube, das hat Heider auch gesagt,“ sprach sie nachdenklich. „Wir schreiben uns frei!“ Sie sprang plötzlich auf, hoch und schlank stand sie unter den Waldbäumen, es leuchtete in ihren Augen. „Ich schreibe mich frei!“ Es klang wie ein Jauchzen, sie faßte mit der Hand in ihr Kleid, als wollte sie es über der Brust aufreißen. „Frei, frei! Ich werde mich frei schreiben, und dann — dann —“ Sie kniete plötzlich neben ihm nieder und legte den Arm um seinen Hals. „Oh Du, wie soll ich Dir danken? Ich danke Dir so viel tausendmal!“

Ihre Lippen suchten die seinen, und sie küßte ihn innig und warm. „Ich danke — ich danke!“

„Warum dankst Du mir?“ fragte er, zitternd vor Bewegung. „Danke Deiner Kunst, die macht Dich frei!“

„Ja!“ Lebhaft sprang sie auf. „Dir und der Kunst danke ich, ich kann Euch gar nicht von einander trennen. Siehst Du“ — sie streckte den Arm aus und wies nach der Seite des Waldes, die schon im Schatten lag — „da war ich, da tappte ich herum, im Dunkeln; ich jagte einem Irrlicht nach und glaubte, es wäre mein Stern. Nein“ — lächelnd schüttelte sie den Kopf — „das führt in einen Sumpf, darin man langsam, aber unrettbar versinkt, wenn nicht eine Hand da ist, die einen herauszieht, einem wieder auf festen Boden hilft. Du mein guter Mann“ — schon kniete sie wieder neben ihm — „das war Deine Hand! Und höre“ — sich dicht neben ihn setzend, lehnte sie den Kopf an seine Schulter — „jetzt sehe ich wohl den wirklichen Stern, er ist mir noch ferner, als ich gedacht hatte, aber“ — sie sprach mit der alten, mutigen Energie — „ich werde ihn doch erreichen!“

Er küßte sie; so lange, so fest drückte er sie an sich, daß ihr der Atem ausging. Es durchschauerte sie seltsam, mit einem unendlichen Wohlgefühl lag sie in seinem Arm.

„Du wirst schreiben!“ flüsterte er glücklich. Sein ganzer Stolz, sein ganzer Glaube an sie, die ganze Erkenntnis lag in den paar Worten. „Schreibe, meine geliebte Elisabeth, schreibe und“ — er machte eine Pause — „liebe mich!“

„Ich liebe Dich!“ sagte sie laut und feierlich. Wie entrückt sah sie in die sinkende Sonne. „Da kommen Lieder und Bilder, Gestalten und Gestalten, ich kann sie nicht zurückdrängen, sie kommen immer näher — aber mitten darin bist Du. Sie scharen sich um Dich — Du trägst ein helles Licht, ich sehe sie alle so deutlich, ach, so deutlich durch Dich!“

„Ach!“ Mit einem Schrei, halb jubelnd, halb schmerzbelegt entfuhr es ihr: „Ich muß doch wieder schreiben!“ Lachend und weinend zugleich sprach sie: „Ich werde auch wieder leiden. Wer hätte wohl etwas geschaffen, ohne zu leiden? Aber ich werde doch glücklich sein, denn“ — sie sah ihm mit ruhiger Heiterkeit tief in die Augen — „ich werde frei!“ —

War das ein schöner Abend gewesen! Ebel hatte das Gefühl, als dürfe er den nie vergessen, als sei er ein Merkstein für sein Leben, für das Elisabeths — für ihr gemeinsames Leben. Lange hatten sie noch mit den Försterkleuten vor der Thür gefessen.

Weit breitete sich die stille Landschaft, nur zu ahnen im Sternennacht; nahe lag der Wald in dunklen Umrissen, schwärzlichen Klumpen gleich — Felder, Felder in hellerem Schimmer — da der Garten des Gutshauses, und da das Dorf mit spärlich aufblinkenden Lichtchen. Schon schliefen die Wäden, nur Schwaß' Karle spielte die Ziehharmonika vor seines Vaters Stallthür; jetzt spielte er ein geistliches Lied, gleich darauf einen Walzer — beides klang elegisch durch die Nacht. Und über allem spannte sich der reiche Augusthimmel mit unzähligen Sternenschnuppen, mit der klar sich zeigenden Milchstraße. Sternschnuppen fielen; leuchtend groß schossen sie herunter, blitzgeschwind, als könnten sie's nicht erwarten, die schlummernde Erde zu küssen.

Der alte Jung war heut so besonders mittheilungsvoll; er erzählte dem jungen Ehemann von „Fräulein Elisabeth“, als die noch klein war. Das Sternennacht stimmerte über sein schrumpfliges Gesicht und zeigte all die behaglichen Schmunzelsalten. „Ja, die war immer 'n besonderes Mädchen,“ schloß er, „aber daß sie noch mal so was werden würde, eine die schreibt — —!“

Elisabeth war zusammengefahren, und Ebel blickte rasch auf. „Woher wissen Sie denn das, Vater Jung?“

„Ei, das wissen sie doch alle im Dorf!“ lachte die Frau, und der Alte schmunzelte. „Da is auch nich einer hier herum, der's Buch nicht gelesen hätte, die „Einfachen“ Geschichten.“

„Die sind schön!“ fiel die Frau ein. „Ich habe Sie immer fragen wollen, woher Sie denn das alles wissen, Fräulein Elisabeth? Ich hab mich nur geniert. „Du“, sag ich zu meinem Alten, „als wenn die 'ne Laterne gehabt hätte und hält' die Herzen abgeleuchtet, wie unsereins den Stall. „Sie denken wohl, weil wir hier so auf dem Lande wohnen, sind wir zu simpel, um so was zu verstehen? Das haben wir doch verstanden. — „Die kennt uns bis ins Gebliut“, sagen die Bauern, „die hat en Herze für uns!“ Unser Kreisphysikus, der Herr Doktor Mannhardt, der hat's verliehen, wer weiß wie oft!“

„Mein Doktor!“ Elisabeth schlug froh die Hände zusammen. „Mein alter, lieber Doktor! Wilhelm“, wandte sie sich lebhaft zu ihrem Mann, „den hätten wir längst besuchen müssen! Wir wollen auf der Rückreise zu ihm, ja?“

„Gern, sehr gern!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Tod und vom Sterben.

Die Frage, was der Tod ist, ist ebenso schwer zu beantworten, wie die Frage nach dem Wesen des Lebens. Der Begriff des Todes ist für den Menschen kaum zu erfassen, und gewöhnlich versteht man darunter nichts anderes als „das Ende des Lebens“. Eine wirklich einseitige Definition haben auch die Gelehrten für den Tod noch nicht gefunden. Weismann, der deutsche Biologe, nennt ihn den definitiven Stillstand des Lebens, andere verstehen schon unter dem Stillstand des Herzens den Tod, was aber ohne Zweifel weniger begründet ist, da zugleich mit dem Herzen noch nicht alle Teile des Körpers abgestorben sind, und, um nur eins zu nennen, z. B. die Muskelregbarkeit noch bestehen bleibt. Auch über die eigentliche Ursache des Todes bestehen größere Meinungsverschiedenheiten als man glauben sollte. Man weiß allerdings, daß alle Menschen sterben müssen; aber auch diese Erkenntnis ist nur eine Folge der täglichen Erfahrung, und den eigentlichen Grund verstehen wir nicht, obgleich man selbstverständlich nach Erklärungen gesucht hat. Goethe faßte den Tod als eine durchaus notwendige Folge des individuellen Lebens auf, und er hielt gerade die Fortpflanzung des einzelnen Lebens für die Ursache des Todes und diesen selbst für einen Kunstgriff der Natur, um immer neues und frisches Leben zu haben. Weismann hält diese Anschauung nur in besonderen Fällen innerhalb des Tierlebens für richtig, z. B. für die Bienen, bei denen das Männchen infolge der mächtigen Nervenregung nach der Begattung der Königin stirbt, oder auch für die Schmetterlingsfamilie

der Eadpinner, bei denen die Weibchen an Erschöpfung sterben, nachdem sie ihre Eier gelegt haben. In der That giebt es ja in der Natur bei den kleinsten einzelligen Lebewesen eine Unsterblichkeit, da jedes Einzelwesen in Folge seiner Fortpflanzung durch Teilung in seinen Nachkommen leibhaftig fortlebt, so daß es in dieser Tierklasse keine Leichen giebt. Bei der Herausbildung der höheren Tiere aber befielen nur die Fortpflanzungsorgane die Unsterblichkeit, während die eigentlichen Körperzellen hinfällig werden mußten, da sie für die Erhaltung der Art nicht mehr notwendig waren. Uebrigens kann man auch den Tod nach Arten einteilen. Bekannt ist die Unterscheidung zwischen natürlichem und unnatürlichem Tode, wobei man unter dem natürlichen Tode eigentlich nur das Ableben in Folge der Erschöpfung aller Lebenskräfte versteht, während der unnatürliche Tod entweder durch Krankheit (im Gegensatz zur Alterschwäche) oder durch gewaltsame Ereignisse erfolgt.

Vom physiologischen Standpunkte unterscheidet man drei Todesarten: den Tod durch mangelhafte Ernährung wie Hungertod, Dursttod und Altersschwäche, den Tod durch Mangel an Zufuhr sauerstoffhaltigen Blutes (Verblutung, Erstickung, verchiedene Arten der Vergiftung, z. B. durch Kohlenoxyd, das den Sauerstoff aus dem Blute treibt usw.), endlich den Tod durch Verhinderung der notwendigen Wirkung des Sauerstoffs (übermäßige Erhöhung oder Erniedrigung der Körpertemperatur, also Hitzschlag und Erfrieren).

Einem ähnlichen Gedankengange kann man sich mit Rücksicht auf das Sterben hingeben. Gewöhnlich sterben die verschiedenen Teile des Körpers nicht gleichzeitig, bald ist es das Herz, bald die Lunge, bald das Gehirn, dessen Thätigkeit zuerst vermagt. Wäre dem nicht so, so wäre dem Sterben viel von seinem erschreckenden Wesen genommen, denn es gäbe keinen Todeskampf, der doch nur bei den Fällen von wirklich plötzlichem Tode ansbleibt, wie er bei sehr schweren Verletzungen, Nervenschlag, Sonnenstich, Blitzschlag und ähnlichen Todesursachen eintritt. Die Tageszeit scheint einen gewissen Einfluß auf das Sterben zu haben, wenigstens hat man übereinstimmend die Beobachtung gemacht, daß in dem höheren Alter der Tod meist in den ersten Stunden nach Mitternacht eintritt, zunächst folgen die Nachmittagsstunden, während am Vormittag und am Abend die wenigsten Menschen sterben. Vielleicht wird dieser Zusammenhang durch den Reiz des Lichtes und der Temperatur auf den Organismus erklärt. Bekannte Erscheinungen, die dem Tode vorausgehen, sind die Gleichgültigkeit gegen die Umgebung und eine übermäßige Geistesthätigkeit, die man wohl als die „Sehergabe der Sterbenden“ bezeichnet hat. Letztere besieht einerseits in dem plötzlichen Sichaufrängen alter Erinnerungen, andererseits in einem eigentümlichen Gefühl des Wohlbehagens. Erklärt sind diese Erscheinungen in befriedigender Weise noch nicht.

Unter welchen Erscheinungen der Todeskampf vor sich geht, ist so oft beobachtet, daß man Genaues darüber berichten kann. Die Sinnesthätigkeit schwindet allmählich, und zwar zuerst der Geruch und Geschmack, dann der Gesichtssinn, indem es dem Sterbenden dunkel vor den Augen wird und er nach Licht ruft, zuletzt das Gehör und der Tastsinn, mit dessen Vergehen das Frostgefühl des Sterbenden zusammenhängt. Durch die fortschreitende Erschlaffung der Muskeln sinkt der Körper zusammen und die Glieder lösen sich, wie es schon der alte Homer von dem Sterbenden sagt. Infolge des Einfallens des Muskelgewebes werden die Gesichtszüge spitz. Die Atemzüge werden ungleich, auf mehrere kurze folgt ein tiefer, sie werden immer seltener und leiser. Das Nüchtern ist eine Folge davon, daß der in den Luftwegen gebildete Sauerstoff durch die erschlafften Muskeln nicht mehr entfernt werden kann. Die Zusammenziehungen des Herzens werden unregelmäßig und unvollkommen, dadurch stockt der Blutumlauf, und über den Körper verbreitet sich eine allgemeine Blässe und Kälte. Um dieses Bild, das in jedem Menschen das Gefühl der Trauer erweckt, etwas zu erhellen, sei zunächst betont, daß alle Erfahrungen dahin übereinstimmen, daß der Tod an sich nicht schmerzhaft ist, und daß die Todesfurcht nur in dem Gedanken an das Sterben liegt, nicht in diesem selbst. Schon Plinius, der alte Römer, sagte: „Vom Augenblick des Todes hat der Leib wie die Seele ebenso wenig irgend eine Empfindung, als von dem Augenblick der Geburt“. Ferner giebt es Mittel, durch eine geeignete Lebensweise dem Tode viel von seinen Schrecken zu nehmen und seinen vorzeitigen Eintritt zu verhüten. Dr. Friedrich Friedmann, der in der „Wiener Medicinischen Presse“ einen wertvollen Aufsatz über diesen Gegenstand veröffentlicht hat, macht einige Angaben über die Lebensweise, die für den Greis am geeignetsten ist, um den Tod so lange als möglich hinaus zu ziehen. Er empfiehlt, teilweise unterstützt von anderen wissenschaftlichen Autoritäten, eine mäßige Uebung des Verstandes durch eine selbstgeschaffene Thätigkeit, die eine Ueberanstrengung ausschließt. Auch häufiges Reisen gehört zu den wohlthätigen Anregungen der Geistesthätigkeit. Die gewohnte Lebensweise soll jedoch fortgesetzt oder wenigstens nicht plötzlich geändert werden. Besonders wichtig ist die Vermeidung starker Gemütsbewegungen, besonders von niederdrückender Natur, da solche das Herz und die Blutgefäße geradezu beeinflussen und den Tod herbeiführen können, den man im Volksmunde als das Sterben an gebrochenem Herzen bezeichnet. Das Schlafbedürfnis wird gewöhnlich mit dem Alter geringer. Wenn die bekannnten Merkmale eines Blutandranges zum Gehirn, wie Kopfschmerz,

Schwindel, Gesichtsrötung usw. auftreten, so muß das Nervensystem sorgfältig behandelt werden; geistige Ruhe, Vermeidung von aufregenden gesellschaftlichen Unterhaltungen, Theateraufführungen usw. ist dann geboten. Das Ziel der Gesundheitspflege und der ganzen ärztlichen Wissenschaft muß darauf ausgehen, jedem Menschen einen natürlichen Tod zu teil werden zu lassen. —

Kleines Aeuilleton.

dg. An Berlins „Festungstid“ erinnert noch jener runde Turm, der im kölnischen Park Aufstellung gefunden hat und im Berliner Volksmunde der „Wusterhausensche Bär“ genannt wird. Nach allgemeiner Annahme soll das altentümliche Bauwerk in Wusterhausen den Varen des Soldatenkönigs als Zwinger gedient haben. Thatsächlich hat man in ihm jedoch eine letzte Reminiscenz an die Berliner Festungswerke vor sich. Der „Bär“ stand bekanntlich früher an einem anderen Platz und zwar da, wo der ehemalige grüne Graben in die Spree trat. Als Berlin 1658—1688 mit Befestigungen umgeben wurde, zog man um die drei Teile Berlin-Köln-Friedrichswerder auch die beiden Gräben, die als grüner und Königsgraben noch in der neuesten Zeit bestanden hatten. An der Stelle, wo sie die Spree verlassen und wieder in dieselbe einmündeten, wurden Wehre hergerichtet, nach dem mittelalterlichen lateinischen „berum“, das Wehr, abgekürzt einfach „Väre“ genannt. Um zu verhindern, daß das Wehr vom Feinde etwa nachts als Brücke benützt wurde, setzte man mitten darauf einen runden steinernen Thurn, der einmal so stark war, daß kein Mensch an ihm vorbei über den Schloßentriegel klettern konnte; er mußte zwar zum Ueberklettern zu hoch sein, durfte aber auch nicht soviel Mauerwerk enthalten, daß er, einmal eingeschossen, etwa den Festungsgraben ausfüllte. Berlin hatte vier „Väre“. Für den Königsgraben einen an der Hercules-, den andern an der Stralauerbrücke, für den grünen Graben den Oberbär, eben unsern Wusterhausenschen, und den Unterbär zwischen Bauhof und Singakademie. Letzterer war mit einer Mühle für Weißgerber verbunden, die aber im 18. Jahrhundert nach dem Oberbär verlegt wurde. Der Bär an der Herculesbrücke ging 1786 ein — der Wusterhausensche empfing seinen Namen 1718 (wo ihn Friedrich Wilhelm I. erneuern und mit der Inschrift, sowie mit den Sandsteinverzierungen versehen ließ), weil an ihm vorbei die Landstraße nach Wusterhausen, dem Jagdschloß des Königs ging. Das Uferland, das den „Bär“ umgab, erhielt Graf Rudolph Waldburg als Geschenk, er kaufte weitere Grundstücke dazu und legte auf allen einen Garten an, der durch Kauf in die Hände des Handelsherrn Splittgerber kam, und später von der Loge zu den drei Weltkugeln erworben wurde. Teilweis besteht er bei dieser noch heute, ebenso ist ein Stück davon im kölnischen Park und dem Garten des kölnischen Gymnasiums erhalten geblieben. Der „Bär“ selbst war 1801 so baufällig geworden, daß man ihn reparieren lassen mußte; seine Renovation kostete 1000 Thaler, und dabei behielt der Steinmetz noch die herausgebrochenen Werkstücke für sich. Als der grüne, später „faule“ Graben verschüttet wurde, geriet der einst frei im Wasser stehende Turm auf festes Land und fristete im Winkel des Hauses Neue Noßstraße 10 ein trübseliges Dasein, bis man ihn an die Stelle setzte, wo er jetzt noch steht. —

— Ueber die blaueblühende Rose, die in Serbien wachsen soll, schreibt der Inspektor des Botanischen Gartens in Belgrad, D. V i e r b a c h, in der „Gartenwelt“, daß die ganze Angelegenheit ins Reich der Fabel zu verweisen sei. Wichtig ist, daß viele sogenannte Remontant-Rosen, d. h. solche Rosen, die in einem Sommer zweimal blühen, im Verblühen ein Weißblau zeigen. Und da die Verbreiter der falschen Nachricht, die Herren Wis und Chwojka, selbst nur vom Transport arg mitgenommenen Blumen sahen, so ist hiermit die Erklärung für die Entstehung der falschen Nachricht gegeben. Das Auftreten der blauen Farbe bei dem Verwelken der Blüten bietet die Gewähr, daß es einmal gelingen wird, blaue Rosen zu züchten, sowie es gelungen ist, blaue Varietäten der chinesischen Primel zu züchten. Vorläufig ist aber die blaue Rose ebenso ein frommer Wunsch wie die schwarze Rose, die ja auch schon so und so oftmal gezüchtet worden sein soll, aber bisher noch von niemand gesehen wurde. —

Theater.

—r. Lessing-Theater. „Das alte Kind“. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hans L'Arronge. — Der Verfasser ist ein guter Sohn. Das ginge an sich zwar die Welt nichts an; da Herr Hans L'Arronge aber in seinem Drama dies Bekenntnis verkündet, so muß es wohl oder übel vermerkt werden. Kommt dem Sohne des Herrn Adolf L'Arronge da eine Dirne über den Weg gelaufen. Sie heißt Mäse, Dichtkunst oder so ähnlich und hat die Impertinenz, mit Geist und einer der Philisternmoral schmucktrads entgegenstehenden Sittenschauung zu prunken. Ja noch mehr. Weiber von Geist haben oft feltame Capricen — wozu wären sie sonst Weiber? — und so fühlte sich denn Herr Hans L'Arronge leider von der erwähnten Person umstrickt. Er geht, in allen Ehren selbstverständlich, eine Verbindung mit ihr ein. Jetzt, da die Dirne ihn in den Krallen hat, offenbart sich ihre wahre Natur. Sie versucht für's erste, ihn, den gut bürgerlichen Gatten, zu feurigem Schaffenseifer und fähigem Gedankenflug aufzustacheln. Zwar gelingt dies der Mäse

nicht, aber dennoch wird die Anstolde frecher. Eine neue, unerhörte Sittenlosigkeit heft sie aus. Man denke, ihr völlig nacktes Marmorbild will sie vor allem Volke ausgestellt wissen, und er, Hans, der Sohn seines Vaters, soll so etwas zugeben. Das ist zuviel; der Ungläubliche rafft sich empor und besinnt sich kraftvoll auf seine traditionellen Pflichten. Nun kommt ein herrliches, an die besten Tage von „Dr. Klaus“, „Mein Leopold“ z. erinnerndes Familienbild. Vater und Sohn vereinigen sich, räumen die Muse zur Thür hinaus und lassen den Platz, den sie vermehrt, von dem zarten, sinnigen, naiven Herzensbadisch aus dem Volksstück der siebziger Jahre einnehmen. Welch ein Glück, daß die erste Ehe unfruchtbar geblieben ist, und die peinlichen Scheidungsformalitäten sich verhältnismäßig leicht abwickeln können. Möge aber jeder ordentliche junge Mann sich den vorgetragenen Fall zur Warnung dienen lassen und kein Frauenzimmer von Geist heiraten!

Soldiermaßen ist, hausbaden erzählt, der mit hausbadenerm Ernst vorgebrachte Sinn und Inhalt des Schauspiels. Nur daß die Handelnden einen nom de guerre tragen.

Im Lessing-Theater wollte dies Drama des jungen Herrn L'Arronge trotz des Sonntagspublikums nicht recht ziehen. Die Leute dort sind zu blasirt und moquieren sich gerade bei den ehrenwertesten Abtlen eines jungen Dichters selbst dann, wenn er der Sohn eines Vaters ist. Vielleicht, daß „Das alte Kind“, von dem mir übrigens nicht recht klar ist, wie es zu seinem Namen kommt, in einem mehr auf Familienglück gegründeten Theater Erfolg hat. Zu diesem Zwecke hätte allerdings eine erfahrene, routinierte Hand erst manche technische Ungeschicklichkeit zu beseitigen.

Die Mitwirkenden verwandten ihre beste Kraft auf das von Herrn Hans L'Arronge verkündete Evangelium der stillbescheidenen Häuslichkeit. Rosa Bertens spielte die unbequeme Heldin vom Geist wirklich mit Ehyrit, und Meta Jäger war, wie immer, ein liebreizender Badisch. Vater und Sohn wurden von den Herren Pfeil und Reusch, so ernst und lebenswahr es gehen konnte, verkörpert. —

Wölferkunde.

k. Arabische Sprichwörter. In der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins“ veröffentlicht L. Bauer eine Sammlung von Sprichwörtern der Araber, die ihm im Laufe vieler Jahre bekannt geworden sind. Viele deden sich mit deutschen Sprichwörtern, und die meisten sind ohne weiteres verständlich. Eine Auswahl möge hier folgen: In weissen Bauch Knochen sind, bei dem klappert es drinnen. — Der Mensch gleicht einer Brücke, über die Gutes und Schlechtes geht. — Außen Marmor, innen Ruß. — Frage einen Erfahrenen und nicht einen Gelehrten. — Das Feuer brennt niemanden, außer den, der es austreten will. — Niemand kann zwei Melonen in einer Hand tragen (Niemand kann zweien Herren dienen). — Treibe einen anderen vor Dir ins Wasser (Sei nicht zu waghalzig). — Sei unter Einäugigen auch einäugig (Man muß mit den Wölfen heulen). — Wessen Vorfahren nicht von Ansehen sind, dessen Wangen sind nicht geschmückt. — Wenn der Hund ins Paradies gelangt, dann liebt die Schwiegermutter die Schwiegertochter. (Das eine geschieht so wenig wie das andere.) — Auch der häßliche Affe ist in den Augen seiner Mutter eine Gazelle. — Ein Vogel in der Hand ist besser als eine Gazelle, die dich foppt. (Eine häßliche, aber fremdbliche Frau ist besser als eine schöne, die Grund zu Ärger giebt.) — Sein Vater ist eine Zwiebel, seine Mutter Lauch; woher soll da ein guter Geruch kommen? — Deine Zunge ist ein Stück Fleisch, wie du sie drehst, dreht sie sich. — Ein enges Haus faßt hundert Freunde. — Der leere Brummen fällt sich nicht von Laut. — Oeder Geist, scharfe Zunge. — Du findest das Prahlen nur bei den verwundeten Eseln. —

Gesundheitspflege.

— Heißer. Man esse und trinke niemals zu heiß! Alle Speisen und Getränke, die beim Genuße „geblasen“ werden müssen, sind, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, ein zwar langsam, aber sicher wirkendes Gift, das seine schädlichen Folgen früher oder später äußert. Die Magenwände werden durch solchen Genuß gewissermaßen verbrüht und in ihrer verdauenden Kraft gelähmt, so daß der Magen schließlich jeden Dienst versagt, nachdem er jahrelang mißhandelt worden ist unter dem thörichten Bekenntnisse: „Stärke und Suppe müssen rauchen und wollen „geblasen“ sein, wenn sie schmecken sollen!“ — Genau so ist's aber auch umgekehrt mit dem Genuße von Eis und eiskaltem Bier, das von vielen unbedachtam in den erhitzten Magen im Sommer mit Wohlbehagen hinabgestürzt wird. Viele gehen auch daran zu Grunde, nachdem sie sich den Magen gründlich ruiniert haben, ohne es zu ahnen. —

Aus dem Tierleben.

— Der „Leipz. Z.“ wird geschrieben: Zur Naturgeschichte der Frösche erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß in einem Teiche in der Nähe von Seerhausen bei Niesa, welcher mit Karpfen besetzt war, jedoch wenig Zuzufuß hatte und vielen Fröschen zur Wohnung diente, letztere die Karpfen buchstäblich an- und auffraßen. Beim Fischen des Teiches, d. h. nachdem derselbe abgelassen war, konnte man sehen, wie ein, zwei und auch drei Frösche auf einem Karpfen saßen und an denselben nagten, auch nicht eher abgingen, als bis man sie herunterließ. Fast alle Karpfen waren mehr oder weniger angefressen, außer den Saikarpfen, welchen der Frosch nichts an-

haben kann, weil es ihm nicht möglich ist, sich da festzusetzen. Durch das mehr stagnierende Wasser des Teiches und durch Ueberfüllung mit Fröschen waren die älteren Karpfen an ihrer freien Bewegung gehemmt und konnten sich der Frösche nicht erwehren. Interessenten können vielleicht heute noch dasselbe in diesem Teiche beobachten. B. Nagler, Inspektor. —

Meteorologisches.

io. Dunkle Blitze. Von zahlreichen Beobachtern ist eine eigentümliche Gewittererscheinung berichtet worden, die man gewöhnlich als „dunklen Blitz“ bezeichnet und auf die verschiedenste Weise zu erklären versucht hat. Nunmehr hat Lord Kelvin, der berühmte englische Naturforscher, dem Londoner „Electrician“ brieflich eine Beobachtung mitgeteilt, aus der hervorgeht, daß solche dunklen Blitze nur eine Augentäuschung sind und in Wirklichkeit nicht existieren. Kelvin befindet sich in dem südfranzösischen Bade Vignales-Bains und erlebte dort am 7. August ein Gewitter von seltener Heftigkeit. Leuchtende Blitze, einfach, doppelt, dreifach und vierfach, folgten einander in Zwischenräumen, die oft nicht mehr als zwei Sekunden betrug. Plötzlich sah der Physiker zu seinem Erstaunen an dem erhellten Himmel zwei fast senkrecht verlaufende dunkle Linien, die den gewöhnlichen zackigen Verlauf eines hellen Blitzstrahles besaßen. Er erinnerte sich, zwei wirkliche helle Blitze von der gleichen Gestalt und Stellung gesehen zu haben, und schloß daraus, daß die schwarzen Blitzstrahlen nur die Folge eines Nachbildes auf der Netzhaut waren. Er wandte nun seine Augen schnell von dem dunklen Himmel ab und einer hellen Zimmerwand zu und sah nunmehr auch auf dieser denselben dunklen Strahl. Dadurch ist die Bestätigung erbracht, daß die beschriebene Erscheinung nur mit Ermüdung der Netzhaut zusammenhängt und keine reale Existenz besitzt. —

Humoristisches.

— Proben-Logik. A: „Ich höre, Sie haben jetzt einen anderen Hausarzt; warum haben Sie den früheren abgeschafft?“

B: „Er hat sich in voriger Woche mit einem ganz armen Mädchen verlobt, und natürlich lasse ich mich von einem Wahnsinnigen nicht behandeln.“ —

— Musik-Produktion. Besuch: „Hat das Fräulein Tochter schon Fortschritte gemacht am Klavier?“

Mutter: „O Stamenswert! (zum Musiklehrer): Herr Notentriller, spielen Sie einmal das Stück, welches die Jda kann!“ —

— Arbeitsteilung. „Ach, Franzel, brauchen wir so herrliches Wetter, jetzt wollen wir machen, daß wir mit unsren Schularbeiten fertig werden. Ich zeichne und Du radierst.“ —

(„Dust. Bl.“)

Notizen.

— Die ältesten Bücher der königlichen Bibliothek in Berlin sind zwei in deutscher Sprache verfaßte Werke. Das eine heißt: „Der Könige Buch“, eine Chronik der Kaiser bis auf Friedrich II., mit einer gereimten Vorrede, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, das zweite ist ein deutsches Gebetbuch in niederdeutschem Dialekt mit voranstehendem Kalender der Heiligen, aus dem 14. Jahrhundert. —

— „Ein guter Bruder“, ein neuer Einakter von Carl Ot G. Reuling, ist von Agnes Sorma für ihre nächste Gastspielreise erworben worden. —

— Ein Teil eines Vasreliefs von Luca della Robbia, das die Hochzeit der Maria darstellte, ist in Gesto bei Florenz von einem Bauern gestohlen worden. Das Stück, das vorher in einer Hauswand eingemauert war, wurde bei einem Antiquitätenhändler wieder aufgefunden. —

— Der Chemiker Edward Frankland, ein Freund Lyuballs und dessen langjähriger Mitarbeiter, ist im Alter von 74 Jahren auf einer Reise in Norwegen gestorben. —

— In der Praxion Comploj der Tiroler Gemeinde Wengen zeigen sich, nach der „Frankfurter Zeitung“, bei den Häusern und Heustadeln so viele Kreuzottern, daß man die Kinder nicht mehr ohne Aufsicht aus den Häusern gehen läßt. —

— In Petersburg wird gegenwärtig ein Museum errichtet, das alle Stufen der Entwicklung des Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesens in Rußland veranschaulichen soll. Als Kuriosität wird eine Erfindung ausgestellt werden, die schon bei ihrer ersten praktischen Erprobung gänzlich Mißlingen machte. Für die durch Sibirien fahrenden Landposten war nämlich seiner Zeit zum Schutz gegen Diebstahl ein Verschlußbeutel (Felleisen) erfunden worden, dessen Inneres aus Sackleinwand bestand und mit einem Stahlpauzer, sowie mit hartem Ochsenleder überzogen war. Schon bei der ersten Ankunft in Wladivostok stellte sich heraus, daß das so überaus gesicherte Post-Felleisen aufstarr der erwarteten wertvollen Postkorrespondenz nur Papierabfälle enthielt. —

— Der Kartoffelanbau liefert, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, in Deutschland, rund gerechnet, einen Ertrag von 140 000 000 Centner, in Frankreich 67 500 000, in Rußland 56 500 000, Oestreich 41 500 000, England 28 500 000, Belgien 23 000 000, Ungarn 15 000 000, Niederlande 11 500 000 Centner. —